

Ruth D.

«Ich wusste von Anfang an: Das ist meine Stadt»



Ruth D., f., geboren 1935, aus Hagen in Westfalen/Deutschland, seit 1961 in Zürich

Woher kommst du? Aus Hagen in Westfalen. Hagen ist ein kleinerer Industrieort. Damals hatte er etwa 160 000 Einwohner. Dort lebte ich in einem Vorort mit meinen Eltern, meiner Grossmutter und meiner Halbschwester. Zeitweise lebte ich auch noch mit einer Schwester meiner Mutter zusammen. Wir hatten einen grossen Garten mit dreissig Obstbäumen und vielen Sträuchern. Im Garten gab es Nischen, in die ich mich mit dem Fussbänkchen setzen konnte. Ich durfte ja nicht auf dem Boden sitzen. Im Ruhrgebiet ist vom Kohlenstaub alles immer ein wenig dreckig am Boden. In den Garten konnte ich Freundinnen und Freunde einladen. Das Grundstück wurde durch eine grosse Ligusterhecke abgetrennt. Durch die Löcher konnten wir auf die Strasse schauen, die Leute beobachten, kichern und flüstern. Ich fühlte mich geborgen.

Es gab aber auch Ängste. Ich wurde 1935 geboren, 1939 fing der Krieg an. Wenn abends Fliegeralarm war, mussten wir unsere Sachen packen und im Keller übernachten. Ich hatte ein kleines Kofferchen mit den nötigsten Sachen. Da ich die Kleinste in der Familie war, legte man mich häufig schon früh in den Keller auf eins dieser Etagenbetten. Ich hatte dort oft grosse Angst. Ich wusste, oben unterhalten sich die anderen, und ich bin hier im dunklen Keller. Später, als es gefährlicher wurde, gingen wir in die «Stollen», das sind Kalksteinbrüche, in denen wir uns vor den Fliegerangriffen schützten. 1943 wurde die Innenstadt durch Bombenangriffe sehr stark zerstört. Aber unser Viertel wurde nur teilweise tangiert.

Die Regierung verfügte dann, dass es für Schulkinder zu gefährlich sei, im Ruhrgebiet zu bleiben, und wir wurden

evakuiert. Meine Mutter, meine Schwester und ich kamen nach Pommern. Dort lebte ich zwei Jahre lang, und das ist in meiner Erinnerung fast die schönste Zeit. Dieses Kolberg, die Ostsee, der weisse Strand. Meine Mutter, die mich immer sehr beschützte, begann dort halbtags als Sekretärin zu arbeiten. Dadurch hatte ich viel mehr Freiheit.

Was machte dein Vater beruflich? Er war Tiefbauingenieur und erledigte viele schriftliche Arbeiten zu Hause. Sein Schreibtisch stand im Wintergarten, und neben seinem Tisch hatte es ein kleineres Tischchen. Wenn er arbeitete, sass ich meistens am kleineren Tisch und zeichnete auch – zum Beispiel meine ersten Grundrisse.

Wie ging es nach dem Krieg weiter? Es war eine mehrere Wochen lange Flucht aus Pommern. Wir landeten endlich in einem kleinen Kaff im Sauerland. Es dauerte etwa sechs Wochen, bis uns mein Vater überhaupt ausfindig machen konnte. Wir kamen gerade vor Kriegsende, am 4. oder 5. Mai, in Landemert an. Im Juli waren wir wieder in Hagen. Unser Haus stand noch. Ringsherum hatten sich die amerikanischen Soldaten in den Einfamilienhäusern einquartiert. In einem hatten sie die Küche eingerichtet. Wir hatten praktisch nichts zu essen. Sie schütteten ihre Essensüberreste jeweils in Gruben im Garten, leerten Benzin darüber und zündeten es an. So dass wir Deutschen, als Verlierer, als Feinde, nichts davon kriegen konnten. Unter dem Küchenpersonal gab es einen Schwarzen. Ich stand oft am Zaun und schaute hinüber, wenn er die Essensreste brachte und in die Grube warf. Eines Tages hatte er eine 500-Gramm-Blechbüchse dabei, schaute mich an und stellte sie an die Hecke. Dann verschwand er. Die Büchse war ungefähr zu einem Drittel mit Rührei gefüllt. Rührei mit Zucker zubereitet. Das hatten wir noch nie gehabt. Von diesem Tag an stellte er mir jeden Tag eine Dose hin. So lernte ich zum Beispiel «porc with applesauce» kennen. Der Schwarze machte sich als Armeeingehöriger damit strafbar, er ging das Risiko ein.

Ich hatte eine Wunde am Knie, die nicht verheilte. Das fiel diesem Schwarzen auf, und er brachte mich zum Sanitäter. Dort wurde ich mit Penicillin behandelt. Später sagte mir ein Arzt, so sei wahrscheinlich das Bein gerettet worden.

Später fiel mir auf, dass ich Schwarze sehr gerne mag, ich fühle mich zu ihnen hingezogen. In den Ferien oder in England hatte ich jeweils viel Kontakt mit Schwarzen. Als mir diese Geschichte wieder einfiel, wusste ich, dass hier ein Zusammenhang besteht.

Auch von den Kriegsängsten ist etwas zurückgeblieben. Es gab einmal eine Wehrschau in Zürich. Meinen Töchtern machte

es grossen Spass, auf die Panzer zu klettern, und mir zog es das Herz zusammen. Dann war über dem See die Flugzeug-Show. Ich hielt es fast nicht aus. Ich hätte schreien können. Ich ging dann rasch nach Hause. Es ist sehr wichtig, dass man über traumatische Erlebnisse spricht und nicht alles verdrängt.

Welche Schulen besuchtest du? Ich wurde in Hagen eingeschult und besuchte zwei Jahre die Primarschule. In Kolberg hatte ich ein weiteres Jahr Schule. Dann kam die Flucht, so dass ich eigentlich drei Jahre lang Volksschule hatte. 1946 wurde in Hagen als erstes Gymnasium wieder eine Klosterschule eröffnet. Hier war ich sechs Jahre lang bis zur mittleren Reife. Nachher, mit 16, wollte ich eine Lehre im Tiefbau machen. Meine Eltern waren entsetzt. Ich als Frau unter all diesen Tiefbauern, die ja als roh und plump gelten. Ich besuchte dann zwei Jahre die Höhere Handelsschule. Der Abschluss entspricht hier in der Schweiz dem Handelsdiplom.

Nachher arbeitete ich sieben Jahre bei der Sparkasse der Stadt Hagen. In meinen letzten drei Jahren dort war ich Kassiererin. Es war sehr streng und sehr hektisch, im Vergleich zu später in der Schweiz.

In der Zwischenzeit hatte ich junge Männer kennengelernt. Die meisten meiner Freundinnen waren verlobt oder verheiratet. Ausser mir. Ich hatte nie den richtigen Mann – zumindest nicht in den Augen meiner Mutter – kennengelernt. Nachdem wieder einmal eine Beziehung auseinandergegangen war und ich zusammen mit einer Freundin den Wunsch nach einer Veränderung spürte, hörten wir, dass man auch in der Schweiz arbeiten könne. Wir bewarben uns bei verschiedenen Banken. Und es klappte. 14 Tage später kriegten wir von der Volksbank Bescheid, dass wir dort anfangen könnten. Ich wollte nur ein Jahr bleiben, um nachher in Deutschland bessere Aussichten auf Weiterbildung zu haben.

Kannst du dich noch an den ersten Tag in der Schweiz erinnern? Wir bezogen ein Zimmer im Seefeld und machten uns dann auf den Weg, um unseren neuen Arbeitsort zu suchen. Wir machten also unseren ersten Spaziergang auf der Bahnhofstrasse und fanden die Volksbank dort. Als ich zum erstenmal über die Quaibrücke ging, war ich schlichtweg überwältigt: Der Blick die Limmat hinunter, die Stadt, das Grossmünster und dann den See hinauf ... Ich wusste von Anfang an: Das ist meine Stadt. Hier werde ich bleiben. Ich ging dann jeden Tag zu Fuss zur Bank und dachte jeden Tag: Das ist meine Stadt.

Bald schon lernte ich meinen späteren Mann kennen. Er zeigte uns den Sechseläuten-Umzug. Ich war eigentlich nicht an

ihm interessiert, aber er hatte dummerweise überhaupt kein Interesse an meiner Freundin. Er schien sich mehr für mich zu interessieren. Anfangs sagte ich oft, ich hätte keine Zeit. Schliesslich dachte ich, ich könne mich ja trotzdem einmal mit ihm treffen, er könne mir ja Zürich und etwas von der Schweiz zeigen. Wir haben uns dann öfters getroffen, und ich bin mit ihm oder der Freundin viel gereist im ersten Jahr. Baden, Solothurn, Olten, Freiburg, Genf, Lausanne, Neuchâtel, Lugano, Locarno und Liechtenstein. Eigentlich alles, was wir im Fremdenführer gefunden hatten.

Wie waren die ersten zwei, drei Monate für eine Deutsche in der Schweiz?

Anfangs verstand ich natürlich kein einziges Wort. Im Büro sprachen sie Dialekt. Es ging zwei bis drei Monate, bis ich einem Gespräch einigermaßen folgen konnte. Mein Mann sprach aber immer schriftdeutsch mit mir und erklärte mir sofort die Unterschiede zwischen Dialekt und Hochdeutsch. Schweizer Bekannte passten sich mir vor allem in der ersten Zeit an: Es hörte sich jeweils an, als erzählten sie mir einen Aufsatz. Es fehlte mir jede Spontaneität, wenn schriftdeutsch gesprochen wurde. Deshalb finde ich es auch jetzt immer noch besser, wenn Schweizer bei längeren Gesprächen beim Dialekt bleiben. Dann kann jeder so sprechen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Für die Kommunikation ist das das Beste. Es kommt weniger Fremdes herein. Obwohl mir bewusst ist, dass, wenn ich zuerst den Mund aufmache, von schweizerischer Seite eine Hürde genommen werden muss. Es gibt viele Schweizer, die nicht gerne hochdeutsch sprechen. Meine Schwiegermutter sagte immer: «Ich spreche lieber französisch als schriftdeutsch.» Es wird wahrscheinlich von Schweizer Seite oft als Muss empfunden, als Anpassung. Und diese Art Anpassung erwarte ich eigentlich nicht.

Welche Vorstellung hattest du von den Schweizern, als du noch in Deutschland lebstest und die Schweiz noch nicht kanntest?

Ich hatte in Deutschland in einem Reiseführer über die Stadt Zürich gelesen. Es stand darin, in der Stadt Zürich lebten ungefähr 50 Millionäre. Ich hatte mir vorgestellt, dass es da sehr reiche Leute gebe. Die Bahnhofstrasse stellte ich mir sehr elitär vor, es hiess, sie sei die teuerste Einkaufsstrasse der Welt. Ansonsten war eigentlich die Schweiz für mich ein Ferienland, in dem aber der normale Deutsche keine Ferien machen konnte, weil sie zu teuer war. Um so überraschter war ich dann, dass wir so viel reisen konnten. Wenn man richtig sucht, kann man auch mit einem niedrigen Budget durch die Schweiz reisen.

Wie war dein Kontakt mit den Schweizern?

Am Arbeitsort direkt bestand in den ersten Monaten gar kein Kontakt zu den Schweizern, sondern wir hatten nur unter

Ausländern Kontakt: hauptsächlich Österreicher und Deutsche und noch einige aus Schweden. Aber mit den Schweizern Kontakt zu bekommen, war schwer. Ich weiss nicht, ob das nur mit der Sprache zusammenhing oder ob sich die Schweizer stärker zurückzogen. Aber dadurch, dass ich ja meinen Mann so schnell kennengelernt hatte, hatte ich durch ihn schnell Kontakte zu Schweizern und kam auch in Familien herein. Aber direkte Kontakte zu Schweizern von meiner Seite gab es in den ersten Jahren nicht. Das kam erst, als ich schon verheiratet war und Kinder hatte.

Gibt es Sachen in der Schweiz, die dich besonders angezogen haben und solche, mit denen du bis heute Mühe hast?

Angezogen hat mich sicher die Landschaft. Gerade das Gebiet Zürich. Das Gewachsene dieser Stadt, das in der Geschichte erlebbar oder vorstellbar ist, was ja in den deutschen Grossstädten durch den Krieg verloren ging. Dann auch seltsamerweise die Reserviertheit, das Verschlussene der Schweizer. Denn dadurch kann auch ich mich – wenn ich möchte – zurückziehen, während das in Deutschland weniger gut möglich war. In Deutschland – so hatte ich den Eindruck – musste ich immer extrovertiert sein.

Wie hast du die sogenannte «Deutschfeindlichkeit» nach dem Krieg erlebt?

Wenn ich anfangs mit meiner Freundin abends am See spazierenging und wir uns auf hochdeutsch unterhielten, konnte es passieren, dass hinter uns plötzlich Leute sagten: «Schon wieder diese Sauschwaben.» Zuerst begriff ich überhaupt nicht, was gemeint war. Ich bin ja gar kein Schwabe, ich bin eine Westfälin. Bis ich dann merkte, dass die einfach die Deutschen meinten. Nachher drehte ich mich dann immer um und sagte: «Ich bin kein Sauschwab, ich bin eine Preussin.» Obwohl ich bis dahin noch nie darauf gepocht hatte, eine Preussin zu sein. Ich hatte einfach das Gefühl, ich müsse denen irgend etwas entgegenen. Nur meiner Sprache wegen lasse ich mich nicht anpöbeln.

Einmal ist mir in einer Wohnung, in die wir eben eingezogen waren, folgendes passiert: Ich hatte die Waschküche geputzt, als mir einer auf die Schulter klopfte und sagte: «Das ist gut. Aber die Deutschen waren ja schon immer sehr gute Hausmädchen.» Das habe ich als degradierend empfunden. Als ich mich einmal über etwas beschwerte, hiess es: «Sie wären besser in Deutschland geblieben.»

Ich versuchte auch, mich politisch zu engagieren. Da sagte man: «Wenn Sie sich schon politisch engagieren wollen, dann machen Sie das am besten in Deutschland, aber nicht hier. Das brauchen wir hier nicht.» Das sind so Anfeindungen. Aber es hängt sehr stark mit der eigenen Empfindsamkeit zusammen, ob man sich schnell verunsichert fühlt, nur weil jemand sagt: «Du

bist Ausländer.» Man kann sich auch selber sagen: «Ich bin Ausländer, und meine eigene Geschichte bringe ich mit.

- Als was fühlst du dich heute? Wenn ich in Deutschland Ferien mache, sage ich ganz schnell: «Ich komme aus der Schweiz.» Und dann sagen die: «Aber ursprünglich sind Sie doch deutsch?» Im Ausland sage ich also, ich sei Schweizerin. In der Schweiz fühle ich mich auch als Schweizerin, denn ich bin an dem, was in der Schweiz passiert, interessiert. Vor allem an dem, was in der Stadt Zürich passiert, kulturell und politisch. Ich möchte dazugehören und mitreden können. Also bin ich in erster Linie Stadtzürcherin, auch wenn man es nicht hört. Ich bin Stadtzürcherin mit Leib und Seele.
- Hat sich das Klima in der Stadt Zürich im Vergleich zu den sechziger und siebziger Jahren in Bezug auf Ausländer verändert? Ja, aber nicht in die Richtung, die ich mir gewünscht hätte. Deutsche, Österreicher oder Engländer werden weniger als ausländische Gefahr wahrgenommen. Aber wenn man aus dem früheren Jugoslawien kommt oder aus der Türkei oder aus Dritte-Welt-Ländern, hat man mit sehr vielen Ressentiments zu rechnen. Es ist schmerzhaft, dass jemand, der aus einem Land kommt, das wirtschaftlich die grössere Anerkennung hat, auch als Mensch eine grössere Anerkennung hat. Dass nicht das Menschsein das Wichtige ist, sondern oft der wirtschaftliche Background, den jemand mitbringt. Es fehlt noch an viel Toleranz und Akzeptanz. Denn man verlässt seine Heimat nicht einfach so.
- Wie sind deine Beziehungen und diejenigen deiner Töchter zu Deutschland? Ich habe keine engen Verwandten mehr. Ich habe noch Schulfreundinnen, mit denen ich in Kontakt stehe, die mich hier besuchen, die ich besuche. Die Töchter erhalten den Kontakt zu den Kindern dieser Schulfreundinnen aufrecht. Meine Töchter schätzen diese Kontakte. Sie betrachten sie als Erweiterung. Sie sind der Meinung, dadurch mehr Impulse zu bekommen und mehr Verschiedenartiges kennenzulernen.
- Hast du den Kontakt zu anderen Deutschen hier in Zürich gesucht, oder hat sich das spontan entwickelt? Ich habe ihn nicht gesucht, er ergibt sich von der Sprache her sehr schnell und von allein. Man erzählt dann viel von sich. Ich stehe auch heute noch mit Deutschen oder ehemaligen Deutschen in Kontakt. Hier in Witikon lebt eine Frau, die schon in meiner Heimatstadt 100 Meter von mir entfernt gewohnt hat, und jetzt wohnt sie rund 500 Meter von mir entfernt. Schon unsere Eltern waren miteinander befreundet.

Nigg, Heinz (1999) Da und fort. Leben in zwei Welten.
Zürich: Limmat Verlag und www.migrant.ch



Except where otherwise noted, this site is
licensed under a [Creative Commons Attribution 2.5 License](https://creativecommons.org/licenses/by/2.5/)